

Jürgen Liminski

Das Glück des letzten Augenblicks

Ethische Aspekte bei der Behandlung von Palliativpatienten

Lieber Herr Prof. Mohnike, werte Symposiumsgesellschaft,

es kann kein gutes Töten geben, wohl aber ein gutes Sterben – diese These möchte ich den Ausführungen in den folgenden 20 Minuten voranstellen, mit denen der zweite Block unseres Symposiums beginnt. Herrn Mohnike war wohl bewusst, dass der Moderator sich inhaltlich nicht oder nur kaum zu äußern hat, aber er soll gerade bei diesem, existentiellen, Thema nicht nur formal den Rahmen abstecken, also darauf achten, dass die End-Zeiten fürs Reden eingehalten werden. Er soll auch den ethischen Rahmen für die Endzeit des Lebens aufzeigen, in dem sich die wissenschaftlichen Ausführungen bewegen. Er hätte sicher einen Philosophen oder auch Theologen gefunden, die das besser können, schon weil sie beruflich über das Ende der Zeiten hinausdenken. Journalisten sind ja nur, wie Schopenhauer sagt, Tagelöhner des Geistes. Aber vermutlich schienen ihm und den anderen Organisatoren die Perspektive der Tagelöhner interessanter, weil sie in der Regel bodenständig, erdverbunden ist. In diesem Sinn will ich versuchen, ein paar brauchbare Gedanken zum ethischen Rahmen, zum guten Sterben zu geben, mich dabei auf die zwei Zentralbegriffe Identität und Würde konzentrieren und dann eine Schlussfolgerung ziehen.

Norbert Blüm, der viele Jahre in der Bundesregierung zugebracht hat (**Bild Blüm**) und dem wir die Pflegeversicherung verdanken, hat in einem Spiegel-Interview über die letzten Momente seines Vaters gesagt, ich zitiere: „Meinen Vater habe ich noch auf dem Totenbett angefleht: Kannste nicht endlich mal aufhören zu rauchen? Er sagte: Du Norbert, gestern hab ich was gelesen: Auch Nichtraucher müssen sterben. Wir haben gelacht. Mein Vater war auch am Ende noch gelassen. Wir saßen an seinem Bett, um jeden Atemzug hat er gekämpft. Um zwei Uhr nachts, es brannte nur ein kleines Licht, hat meine Mutter begonnen, ihm sein ganzes Leben zu erzählen. Sie sagte: Weißte noch, Christian, damals in der Tanzschule... Und weißte noch, wie wir gereist sind, zum Großglockner.... und dann haben die Kinder gesagt....Sie hat die

Geschichte von 50 Jahren Ehe erzählt. Als sie fertig war, hat mein Vater tief Luft geholt und mit seinem letzten Atemzug gesagt: Gretel, es war alles sehr schön. Das war's, so Blüm, „so will ich auch gehen“.

Soweit Norbert Blüm. Solche Momente sind nicht allen geschenkt, ja in der Mehrheit der Fälle geht es wohl anders. Die australische Krankenschwester Bronnie Ware, die viele Jahre sterbende Patienten betreute, hat ihre Erfahrungen in einem Buch niedergeschrieben mit dem Titel: Die fünf Dinge, die Sterbende bereuen. Die Menschen würden in den letzten Wochen angesichts des sicheren Todes oft sehr weise, meint Bonnie Ware, sie selber habe gelernt, „niemals die Fähigkeiten des Menschen zu unterschätzen, über sich selbst hinauszuwachsen“. Die fünf häufigsten Wünsche waren, so die Palliativ-Krankenschwester:

Erstens- Oh wenn ich doch den Mut gehabt hätte, mir selber treu zu sein im Leben, und nicht so zu leben, wie andere es von mir erwarteten. Das hätten die allermeisten beklagt.

Zweitens - oh wenn ich doch nicht so hart gearbeitet hätte. Bei diesem Wunsch ging es den meisten nicht um die Arbeit selbst, sondern um die Zeit, die sie damit den geliebten Personen vorenthalten hätten. So hätten sie die Kindheit und Jugend ihrer Kinder verpasst und es versäumt, die Ehepartnerin durch das Leben zu begleiten. Der Wunsch wurde von fast allen Männern geäußert.

Drittens - Oh wenn ich doch den Mut gehabt hätte, meine Gefühle auszusprechen. Viele Menschen würden ihre Gefühle unterdrücken, um den Hausfrieden nicht zu stören und so würden sie sich mit einem routinemässigen Leben zufrieden geben und ihr wirkliches Lebenspotential nicht ausschöpfen.

Viertens - Oh wenn ich doch mehr Zeit mit meinen alten Freunden verbracht hätte. Die Hektik des alltäglichen Lebens hätte so viel Zeit und Energie absorbiert, dass die alten, selbstlosen Freundschaften mit den Jahren verwelkten oder gar ganz in Vergessenheit gerieten.

Und fünftens: Oh wenn ich mir selber doch erlaubt hätte, glücklicher zu sein. Vielen sei bis zum Lebensende nicht klar, dass Glück und Sinn-

suche auch mit Willen zu tun hätten. Sie blieben in Gewohnheiten und alltäglichen Belastungen stecken. Aber tief im Inneren sehnten sie sich danach, zu lachen und sich am Leben zu erfreuen, egal was die anderen denken mögen.

Im Angesicht des Todes lügt man nicht. Da hinterfragt man die Beziehungen, die man hatte. Solange der Mensch lebt, lebt und definiert er sich durch seine Beziehungen. **Jean Jacques Rousseau, (Bild II)** ein Pionier in der Entdeckung der sozialen Natur des Menschen, schrieb: „Der Mensch, das soziale Wesen, ist immer wie nach außen gewendet: Lebensgefühl gewinnt er im Grunde erst durch die Wahrnehmung, was andere von ihm denken“. In seinen Beziehungen findet der Mensch seine Identität. Die Lebenswelt der Beziehungen könne man sich, so der spanische Philosoph Rafael Alvira, in mindestens drei Kreisen vorstellen. Der erste Kreis sei die Beziehung zu Gott. Sören Kirkegaard nennt deshalb den Glauben die größte und tiefste Leidenschaft des Menschen. Der zweite Kreis bildet sich aus den Beziehungen in der eigenen Familie. Zunächst der Herkunft: Mit Eltern und Geschwistern, hat man die längsten Beziehungen im Leben. Dann die Hin- oder Zukunft: Mit dem Ehepartner und Kindern hat man ebenso intensive, existentielle Beziehungen. Sie weisen aber auch über das eigene Leben hinaus. Der dritte Kreis sind die Freundschaften, die persönlichen, die beruflichen und eher sachgeleiteten Beziehungen. All diese Beziehungen machen Identität, Glück oder Unglück des Menschen aus. Wie man Beziehungen führt, entscheidet über das Gelingen des Lebens, ob man wie Papa Blüm am Ende sagen kann: Es war alles sehr schön. Deshalb ist zu Recht der klassische Begriff, den die Philosophie von früh an für das Gelingen des Lebens geprägt hat, der Begriff eudaimonía: Glück. Und das hängt davon ab, ob wir geliebt haben und geliebt wurden. Das ist auch der Kern der genannten fünf unerfüllten Wünsche.

Die Forschung über das Gelingen des Lebens, die Glücksforschung, war auch immer die Frage nach dem Sinn des Lebens. Religion vermag hier vielen Menschen noch immer Antworten zu geben. Selbst der Agnostiker **Viktor Frankl (Bild III)** und seine Schule der Logotherapie sehen den Zusammenhang und im Glück jedenfalls eine „Nebenwirkung“ der Sinnerfüllung. Jeder strebe nach Glück und sei es unbewusst. Auch Atheisten wie der Philosoph Ernst Bloch halten das Glücksstreben für

sinnvoll, Bloch bezeichnete das ganze Leben als Glückslabor. Der Vater der systemischen Psychologie, Paul Watzlawick hat das fleißige Experimentieren mit dem Glück humorvoll aufgespießt und eine „Anleitung zum Unglücklichsein“ geschrieben. Sie wurde zum Kultbuch in Millionenaufgabe. Und selbst humorlose Leute wie Marcuse stellen fest: Wer auf das Glücklichsein verzichtet erfüllt sein Dasein nicht. Diese Erfüllung, die Sinnggebung des Lebens trägt viel zum guten Sterben bei. Dazu gehören eben auch die Beziehungen und Umstände des Lebens. **José Ortega y Gasset (Bild IV)**, definiert Identität auch folgerichtig als „Ich bin Ich und meine Umstände - „Yo soy yo y mis circunstancias“. Das Sterben ist ein zwar ein höchst individueller Moment, in ihm verdichtet sich die Zeitspanne des Lebens mit all ihren Erfahrungen. Die Identität hat aber auch eine soziale Komponente. Und diese verdichtet sich in Beziehungen, genauer in der Liebe. Beziehungen als identitätsstiftende Erfahrungen machen den Tod als letztes persönliches Erleben, als Synthese des Lebens, erst möglich. Rafael Alvira sieht, ähnlich wie schon Platon, das Leben als permanentes Sehnen nach Neuem, nach Erkenntnis, nach Beziehung. „Der geeignete Ausdruck für das Sein im anderen ist existieren (ec-sistere, sein außerhalb von sich). Wer nur in sich sein will, erfüllt seine Existenz nicht. Wer sich nicht in Beziehung setzt mit anderen, bleibt in sich leer. Das ist die Tragödie des Menschen: Ohne Beziehung zur Wirklichkeit der Umwelt und zu anderen gleichartigen Wesen bleibt er leer. Die Leere und die Einsamkeit machen seine existentielle Tragödie aus“.

Ähnliches gilt für den zweiten Begriff, die Würde. Auch sie ist zunächst höchst individuell und personal, ja die Persönlichkeit macht ihren Kern aus. Ich darf, wie vor zwei Jahren **Romano Guardini (Bild V)** zitieren: Der schrieb, kurz nach dem Krieg: „Grundsätzlich hängt die Persönlichkeit weder am Alter, noch am körperlich-seelischen Zustand, noch an der Begabung, sondern an der geistigen Seele, die in jedem Menschen ist. Die Persönlichkeit kann unbewusst sein, wie beim Schlafenden; Sie kann unentfaltet sein wie beim Kinde; es ist sogar möglich, dass sie überhaupt nicht in den Akt tritt, weil die physisch-psychischen Voraussetzungen dafür fehlen wie beim Geisteskranken oder Idioten. Dadurch aber unterscheidet sich der gesittete Mensch vom Barbaren, dass er sie auch in dieser Verhüllung achtet“. Zitat Ende. In dieser Achtung liegt die soziale Komponente. Sie ist ein Postulat an den anderen, an alle. Diesen

Sachverhalt der Unverletzbarkeit, der Unantastbarkeit durch andere, den wir ja auch aus dem ersten Satz des Grundgesetzes, kennen – „die Würde des Menschen ist unantastbar“ - diesen Sachverhalt hat Kant so ausgesprochen: „Wir haben einen heiligen Regierer, und das, was er den Menschen als heilig gegeben hat, ist das Recht der Menschen.“

Den großen Philosophen, den Vätern der Menschenrechte, den Vätern des Grundgesetzes war das völlig klar. Warum ist das heute nicht mehr so? Der Professor für evangelische Theologie und Ethik in Bonn, **Ulrich Eibach, (Bild VI)** führt das zurück auf die Entkoppelung des Begriffs der Menschenwürde von der Personalität. Die Säkularisierung und die Pluralisierung der Lebens- und Wertvorstellungen hätten es mit sich gebracht, dass jede religiös-metaphysische Begründung der Menschenwürde als gesellschaftlich nicht mehr konsensfähige „Sonderethik“ abgelehnt werde. Und wörtlich: „Wenn das diesseitige Leben aber kein „Jenseits“ mehr hat, dann wird auch unklar, welchen Sinn ein Leben hat, das von schwerer unheilbarer Krankheit und cerebralem „Abbau“ gekennzeichnet nur noch auf seinen Tod zuläuft. Unklar wird dann auch, ob es sich bei diesem Leben noch um ein „lebenswertes“ Leben handelt“. Die entscheidende Weichenstellung sei, so Eibach „damit vollzogen, dass man *Menschenwürde* und *Personsein* als *empirisch feststellbare geistige Qualitäten* versteht, die also erst im Laufe der Lebensentwicklung auftauchen oder die sich überhaupt nicht entwickeln können (hirnorganisch geschädigt geborene Kinder) oder die durch Krankheit und altersbedingten „Abbau“ in Verlust geraten können“. Zitat Ende. Demnach bestimme nicht mehr das Personsein, sondern die empirisch feststellbare Fähigkeit zur Selbstbestimmung die Menschenwürde.

Ganz anders das Verständnis von der Würde des Menschen, das die Väter des GG'es leitete. Die Würde, *Mensch* und zugleich *Person* zu sein, gründete für sie darin, dass Gott den Menschen zu seinem *Ebenbild* bestimmt hat. Die *Menschenwürde* ist also eine „transzendente Größe“, die von Gott her dem „Lebensträger“ zugleich mit der Gabe von Leib und Leben unverlierbar vom Beginn bis zum Tod zugeordnet sei. Diese Größe bleibe, wie versehrt auch immer Körper, Seele und Geist sein mögen. Nach diesem Menschenbild gibt es kein „würdeloses“ und „lebensunwertes“ Leben.

Im Unterschied zur *Person* steht die *Persönlichkeit*. Das ist das, wozu der Mensch durch andere Menschen, durch (Erziehung und Erfahrung) wird. *Persönlichkeit* ist in der Tat eine empirische Größe, die durch Krankheit abgebaut und zerstört werden kann. Identifiziert man die *Person* mit der *Persönlichkeit*, so wird zugleich das *Leben* mit der *Krankheit* bzw. der *Behinderung* gleichgesetzt, der Mensch wird dann durch sie definiert, er ist *Behinderter*, *Pflegefall* usw. Man schließt dann zuletzt aus der Zerrüttung der *Persönlichkeit*, dass es sich um „minderwertiges“, wenn nicht gar „menschenunwürdiges“, „würdeloses“, bloß „vegetatives“ Leben handele, das man um seiner selbst wie auch um der Last willen, die es für andere darstellt, besser von seinem Dasein „erlösen“ solle.

Es gehört zum geistigen Erbe Europas, dass der Mensch nicht nur in seiner *Persönlichkeit*, sondern als *Person* angesehen wird. Das ist der Kern seiner Würde. Dieser Kern ist seit Patientenverfügung und aktiver Sterbehilfe gespalten. Der persönliche Wille, die Selbstbestimmung soll jetzt der Kern sein. Selbstbestimmung soll die Personhaftigkeit ersetzen und damit die Unantastbarkeit dem Willen unterwerfen. Wessen Willen, wenn der Patient nicht mehr willensfähig ist, das war die Frage, über die im Bundestag vor einem halben Jahr debattiert wurde. Das können nun auch fremde Menschen, etwa ein Betreuer und ein Arzt sein und das kann bei der demographischen Entwicklung mit immer mehr allein-stehenden Menschen künftig durchaus sehr oft passieren. Die Begründung der Würde des Menschen in seiner unabdingbaren und jedem politischen Zugriff entrückten Personhaftigkeit war ein wesentlicher Beitrag des Christentums für das geistige Erbe Europas. Mit dem Gesetz zur Patientenverfügung und zur aktiven Sterbehilfe ist wieder ein Stück Christentum verdunstet und man wundert sich, warum die Kirchen in dieser Debatte so kleinlaut daherkommen.

Aber auch die Politik hat schon mal anders gesprochen. In einer nachhallenden Rede hat der damalige Bundespräsident **Johannes Rau (Bild VII)** im Mai 2001 darauf hingewiesen, dass die Unterscheidung zwischen „lebenswert und lebensunwert“ auf eine, so wörtlich, „inakzeptable abwärtsführende Bahn ohne Halt führt“. Er plädierte dafür, anstelle der aktiven Sterbehilfe sich mehr der Schmerztherapie zu widmen. Ich darf ihn zitieren: „Wenn ich es recht sehe, sind deshalb so

viele Menschen für aktive Sterbehilfe, weil sie große Angst davor haben, am Ende ihres Lebens Leid und Schmerz nicht mehr auszuhalten, ihnen hilflos ausgeliefert zu sein. Sie haben Angst davor, alleingelassen zu sein oder anderen zur Last zu fallen. Sie haben Angst davor, Schmerzen nicht mehr ertragen zu können und würdelos dahinzusiechen. Ich verstehe diese Angst gut. Ich habe sie auch. Die aktive Sterbehilfe ist aber nicht die einzige mögliche Antwort auf diese verständliche Verzweiflung. Ja wir brauchen einen anderen Umgang mit dem Sterben und dem Tod. Wir müssen wieder lernen: Es gibt viele Möglichkeiten, sterbenskranken Menschen beizustehen, sie zu trösten und ihnen zu helfen.... Wir können und wir müssen viel mehr als bisher für die Schmerztherapie tun.“ Zitat Ende.

Das ist der Weg und damit bin ich bei der Schlussfolgerung. Manche Befürworter der aktiven Sterbehilfe berufen sich auf die Barmherzigkeit. Zwar definiert Augustinus Barmherzigkeit als „das Mitleiden unseres Herzens am Elend einer anderen Person“. Aber Thomas von Aquin führt den Gedanken fort, indem er nur den wirklich barmherzig nennt, der sich aktiv darum bemühe, das Elend des anderen auch abzuwenden. Das tut die Schmerztherapie. Sie nutzt, wie Rau sagte, den „Fortschritt für ein Leben nach menschlichem Maß“.

Die konkrete Wirklichkeit seit dieser Rede gibt Rau recht. Der Tod kann heute dank der modernen palliativen Medizin so schmerzlos sein wie nie zuvor. Außerdem: Sterbehilfe und Selbstbestimmung schließen sich weitestgehend aus, denn Selbstmörder sind zu 90 Prozent depressiv. Depression aber ist eine heilbare Krankheit. Dem assistierten Suizid geht auch immer voraus, dass ein Menschenleben von Dritten als lebensunwert beurteilt wird. Damit wird die Grenze zur Euthanasie überschritten. Deshalb gibt es ein generelles Verbot des assistierten Suizids in Großbritannien, Frankreich, Dänemark, Norwegen, Irland, Österreich, Ungarn, Polen, Slowenien, Spanien, Griechenland, Portugal. In anderen Ländern wird diskutiert. In Belgien und den Niederlanden ist die aktive Sterbehilfe seit einiger Zeit in Kraft und die Erfahrungen zeigen, dass die Hemmschwellen sinken. Die offiziellen Zahlen in den Niederlanden zum Beispiel belegen, dass dort die Fälle von Euthanasie und assistiertem Suizid um 50 Prozent gestiegen sind (**Grafik**), jetzt wird über eine automatische Organverwendung solcher Fälle diskutiert. Dies

hier ist eine Grafik des Scheiterns oder der Barbarei. In Belgien gelten die entsprechenden Gesetze bereits für Minderjährige und jedermann weiß, dass Jugendliche entwicklungspsychologisch labil sind. Aber es geht natürlich in der Hauptsache um die Alten. Bis 2050 soll sich in Deutschland die Gesamtzahl der gegenwärtig 2,4 Millionen Pflegebedürftigen auf 4,7 Millionen fast verdoppeln. Es droht eine Finanzierungslücke von zwei Billionen Euro. Machen wir uns nichts vor: Das Unwort des Jahres 1998, nämlich das „sozialverträgliche Frühableben“ könnte zu einem Massenphänomen werden, zur Antwort auf die demographische Krise vor allem da, wo es keine liebenden Angehörigen gibt, wo Beziehungen verschwunden oder aufgelöst sind. Jeder zweite Suizid einer Frau wird von einer Frau über 60 begangen, meist weil sie allein ist und keinen Sinn mehr in ihrem Leben sieht. Und in allen Ländern, in denen aktive Sterbehilfe rechtlich akzeptiert ist, nimmt die Zahl der Suizide ausnahmslos zu. Diese Grafik steht für alle anderen.

Es geht bei diesen Fragen um das *Menschenbild*. Ein Menschenbild, das das Leiden, die Hilfsbedürftigkeit, die Unheilbarkeit und das Siechtum nicht einschließt, sondern nur an Gesundheit, Fitness, Glück und „Rationalität“ orientiert ist, verfehlt die Wirklichkeit des Lebens. Sie stellt eine Gefahr für die schwächsten Glieder der Gesellschaft dar. Denn es setzt als Gegenbild die Fiktion einer von Krankheiten, Leiden und Altersgebrechen freien Welt. In dieser Welt sind Alte, Demente, unheilbar Kranke nur noch Kostenfaktoren. Das ist eine vielleicht funktionierende, produzierende aber auch menschlich arme, eine barbarische Welt. Noch einmal Guardini: Er sah die „Unmenschlichkeit des Menschen“ in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Vergessen Gottes und der Anwendung einer nahezu gebieterischen aber auch irreführenden Technologie. Das sei die moderne Barbarei. Guardini schrieb mit einem Hauch von Prophetie: „Es ist für mich als ob unser ganzes kulturelles Erbe von den Zahnrädern einer Monstemaschine erfasst würde, die alles zermalmt. Wir werden arm, wir werden bitterarm“. Soweit Guardini.

So weit muss es aber nicht kommen. Die von ihm prophezeite Selbstkomatisierung des Gewissens kann beendet werden und zwar durch eine Wiederbelebung der *Ars moriendi*, der Kunst des Sterbens. Es kommt beim Palliativpatienten darauf an, Würde und Identität,

Person und Beziehung am Ende in Einklang zu bringen. Und sei es nur durch Zuhören und Redenlassen. Das ist personalintensiv, aber das verhilft zum guten Sterben. Entscheidend bei all diesen Fragen ist, ob man dem Ahnherr der 68er, dem praktischen Nihilisten Jean Paul Sartre folgt, der gesagt hat, La nature de l'homme n'existe pas – die Natur des Menschen existiert nicht, oder ob man im Gegenteil davon überzeugt ist, dass es eine Natur des Menschen gibt, einen Masterplan, der mehr ist als evolutionärer Zufall. Würde ist keine Leistung, sie ist ein Recht, ein heiliges Recht, wie Kant sagt, das allen Menschen ungeschuldet zukommt. Identität ist keine Massenware, sie ist bei jedem Menschen anders, sie ist das Maß der Einzigartigkeit. Beides macht den Menschen aus. Wie wir damit umgehen, wird zeigen, wie solidarisch, wie menschlich diese Gesellschaft ist. Viel hängt von den Ärzten ab. Um es mit den Worten des Präsidenten der Bundesärztekammer, Montgomery vor knapp einem Jahr zu sagen: „Der Arzt soll immer trösten, er kann oft lindern, manchmal heilen. Aber er darf niemals töten.“

Ich erlaube mir noch hinzuzufügen: Die menschenwürdige Antwort auf Schmerz und Qual ist nicht der Tod, sondern die Liebe. Liebe ist eine Beziehungstat. Sie gestaltet das Verhältnis von Personen zueinander, sie schafft existentielle Nähe. Lieben, also jemandem Gutes wollen, wie die Klassiker sagen, ist das Sinnvollste, was eine Person leisten kann. Liebe prägt das Leben, sie prägt das Glück des letzten Augenblicks. Und sie trägt den Menschen, wenn Sie so wollen, auch über den Tod hinaus.

Danke für Ihre Aufmerksamkeit.